



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue Novellen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zum Verfall, ja sie selbst ist bereits das sprechendste Zeichen des Verfalls. Denn allein schon die übertriebene Verherrlichung der Mache, in Verbindung mit dieser Verachtung des geistigen Teiles der Kunst, diesem Haffe gegen das Ideale, ist der schlagendste, bündigste Beweis, daß sich diese Richtung auf der abschüssigen Bahn des Verfalls bewegt. Denn noch niemals ist in der Kunst aus dem Stoffe Leben entsprungen, wohl aber ist es auch in der Kunst „der Geist, der sich den Körper schafft.“ Es giebt ja auch heute noch viele besonnene und tüchtige Künstler, die an der geschichtlichen Überlieferung und an den alten Grundsätzen festhalten; ihre Werke genügen auch den Einsichtigen. Aber die Masse wendet sich von ihnen zu den Jungen, deren Richtung das Zeichen der Zeit ist. Eine Umkehr in der Kunst wäre nur dann denkbar und möglich, wenn die Masse umkehren wollte. Ist das zu hoffen?

(Schluß folgt)



Neue Novellen *)



ie Novelle sollte ihrem ganzen Charakter und ihrer ursprünglichen Bedeutung nach dem litterarischen Marktbetriebe entzogen sein. Sie setzt eine tiefere Lebens- und Herzenkenntnis und eine feinere künstlerische Durchbildung voraus als der Roman, der unter Umständen robuster, äußerlicher und, sofern er nur reich und lebendig erscheint, unkünstlerischer sein darf. Daß diese Voraussetzung schon lange nur noch für eine kleine Anzahl von Novellen und Novellisten zutrifft, und daß die gemeine Garten-, Feld- und Wiesenerzählung unter dem Titel Novelle wagenladungsweise angeboten und verkauft wird, ist männiglich bekannt. Auch daß der „Bedarf“ allerhand wunderliche Experimente erzeugt, ist nichts neues. Wie man in Straßburg Gänse mit unnatürlich großen Lebern aufzieht, an denen alles andre verkrüppeln mag, so pflegt man in Feuilletons und illustrierten Werken die sechs-, die zehn-, die zwölf- und zwanzigspaltige „Novelle,“ in der ein bestimmter Effekt (um dessen Darstellung es sich ausschließlich handelt) unnatürlich breit entwickelt wird, während die übrigen Teile dürftig und unausgebildet bleiben. Wie man gewisse Zuckerfiguren feilbietet, deren eigentliche Bestandteile schlechthin ungenießbar sind, die aber durch gleißende Farben locken, so tauchen von allen Seiten Koloritnovellen auf, in denen weder Gehalt noch Gestalt zu finden ist. Wie die Dreimarckläden ihre

*) Vergleiche die Aufsätze in den vorjährigen Grenzboten, Heft 42. 45. 49.

Schaufenster mit hundert Gegenständen füllen, alle gleich wertlos, unecht und — gleich anspruchsvoll, so prangen ganze Novellensammlungen mit den interessantesten Titeln, den merkwürdigsten Problemen, den wunderlichsten Stilkünsten, enthalten alles, nur keinen Zug wirklicher Natur, keinen Hauch lebendiger Poesie. Bei alledem ist doch nicht zu verkennen, daß zwischen dem schüden Trüdel und dem goldpapiernen Fitter sich viel mehr Gediegenes und dauernde Wirkung Verheißendes findet als unter den Romanen, daß die Meister der Novelle, die unsre Litteratur vor einem Menschenalter erstehen sah, von Gottfried Keller bis zu H. W. Riehl, von Theodor Storm bis zu Heyse, noch immer einen heilsamen Einfluß üben, sodaß wenigstens nicht das ganze Gebiet der Novelle der manieristischen Laune und der rohen Verwilderung verfällt, die augenblicklich in höchster Geltung stehen. Der Zufall waltet hier bald mehr bald minder günstig, für diesmal hat er eine Anzahl guter, selbständiger Leistungen neben sehr fragwürdige gestellt. Gedenken wir zunächst der fragwürdigen und gehen dann Schritt für Schritt zum Bessern und Erquicklichen.

Um der Gerechtigkeit willen sei noch vorausgeschickt, daß die Novellistik, die uns nicht gefallen will, und der wir kaum die flüchtigste Teilnahme abgewinnen können, noch lange nicht die schlechteste ist. Wo aber die Pfüscherei und die unfähige Trivialität so beschaffen sind, daß sich auch der unbefangenste Leser über sie nicht täuschen kann, hört bekanntlich die Pflicht der Kritik auf, und sie hebt erst wieder an, wo sich das Richtige für etwas Bedeutendes giebt, oder wo das Widrige und Krankhafte mit dem Schein der Anmut und Gesundheit übertüncht wird.

Beides ist in einer ganzen Reihe neuerer Novellensammlungen leider der Fall. Dieser Gruppe gehören Satanska und andre Novellen von Karl Wilhelm Geißler (Magdeburg, Albert Rathke) an, eine Sammlung, in der sich die Geister der alten Theaterromantik und des modernsten Naturalismus ein unerquickliches Stelldichein geben. Zwar in der Erfindung und den Charakterzeichnungen der beiden Hauptgeschichten „Satanska“ und „Nur ein Kind“ steckt wenig naturalistisches; in der ersten handelt sichs um den vielgebrauchten Gegensatz zwischen der Neigung zu einem häuslichen Mädchen und der Leidenschaft für eine Theaterprinzessin, in der zweiten um die alte Geschichte, daß ein ungestümes halbes Kind einem jungen Studenten die Blut der Liebe und höchsten Lebenshoffnung im Herzen entfacht, als sie herangereift ist, dem jungen Juristen einen hübschen Leutnant vorzieht und den braven Heinz für sein ganzes Leben einsam läßt. Aber innerhalb der ersten spielt die neueste Philosophie oder vielmehr Physiologie der Liebe ihre Rolle. „Gesezt den Fall, daß du je durch Weiber Kummer haben solltest, so bitte ich dich, dich des entsetzlich Banalen zu erinnern, was doch schließlich das Wesen der Liebe ausmacht.“ Von dieser Überzeugung muß auch der Held Valentin erfüllt sein, der erst von

seiner Braut hinweg, wie eine Motte ins Licht, in die Arme der Opersängerin Alice, alias Satanska fliegt und sich dann von dieser in die Arme des Bürgerkinds Liesbeth zurückschicken läßt, ohne daß auch nur ein ernster Versuch zur wirklichen Motivierung dieser Wandlungen gemacht würde.

Hierher gehören ferner die Novellen von Hermann Menkes (Berlin, Freund und Seckel, 1894), die freilich dem Talent nach höher stehen als sehr viele geistesverwandte Gebilde, die aber, weil sie durch das Kolorit von düsterem Grau und grellem Rot vor allem pessimistische Stimmung zu wecken suchen, keine Linienführung, keine klaren Züge mehr unterscheiden lassen. Auf dem Hintergrunde irgend eines trostlosen, ärmlichen galizischen Nestes entfaltet sich der Ekel am Leben in mannichfacher Gestalt. Typisch ist hierfür der Hauptmann a. D. Richard von Kiernicki in der ersten Novelle „Es schneit.“ Der Brave hat bis jetzt seinen Jugenderinnerungen und dem Andenken an sein verstorbnes Weib gelebt, und da auf einmal überkommt ihn die Gewißheit, daß er alt geworden ist. „Eine heftige Furcht bemächtigte sich seiner vor den einsamen, träge und dämmerhaft dahinschleichenden Tagen des Alters, vor dem Einerlei, vor den täglichen Gewohnheiten, den öden Mahlzeiten. Und nun fiel ihm auch ein, daß auch Lucia ihm bald entschwinden werde, sodaß er keine Jugend mehr um sich haben wird (wird!). Sie war die letzte holde Täuschung des Lebens für ihn gewesen — und nun war auch das aus. . . . Um zu vergessen, versuchte er einer alten Gewohnheit gemäß die Gegenstände, die herumstanden und herumlagen, in Ordnung zu bringen, holte er die Sachen hervor, die (!) ihm von seiner Frau zurückgeblieben und in welche (!) bis jetzt seine Erinnerungen Seele hineingetragen hatten. Jetzt erschien ihm alles tot, dieser alte staubige Duft, der den Kleidern anhaftete, berührte ihn peinlich, und er sagte sich, daß ja alles unnütz sei, da man sich gegen die Vergessenheit und Vergänglichkeit nicht wehren kann (kann!). Wie lange, und diese Kleider werden enden, wie alle alten Lumpen, im Schmutz und Rot der Gasse.“ Und der Hauptmann erschießt sich. Gewiß ist es Aufgabe der Novelle, einen besondern Fall oder Zug des Lebens darzustellen, und dem Dichter soll man nicht mit moralischen Gemeinplätzen kommen. Aber dies *taedium vitae* tritt so verallgemeinernd, aufdringlich an den Leser heran, daß diesem unwillkürlich der fekerische Gedanke kommt: eine einzige selbstlos übernommene Pflicht würde es Herrn von Kiernicki ersparen, dem Tod vor der Zeit ins Handwerk zu pfuschen. Da ist ja gleich im Häuschen nebenan der Maurergesell Lendowsky gestorben — es wäre etwas, sich um dessen hilflose Familie zu bekümmern. Aber freilich so prosaische Naturen, die das eigne Leid in der Sorge für andre überwinden, kann unsre neueste Erzählungskunst nicht brauchen. Die bedeutendste und fesselndste unter diesen Novellen ist „Das Kind,“ eine Geschichte, die einem tausendfach wiederkehrenden Motiv, dem Verhältnis zwischen Stiefkind und Stiefmutter, ein paar neue Züge abgewinnt. Auch das polnische Sdyll „Der

stille Hafen," so traurig auch die Schilderung des Verfalls ist, enthält einige gute Beobachtungen, und die Wahrheit der Darstellung würde gewirkt haben, ohne daß der Verfasser eine leise Apologie des jüdischen Güterwuchers damit verbunden hätte.

Noch verbildeter und unerquicklicher zeigt sich die Weltanschauung, die den Novellen *Stille Märtyrer*, moderne Erzählungen von Georg Neben (Zürich, Verlagsmagazin, 1894) zu Grunde liegt und den Gesamteindruck theatralischer Tendenz hinterläßt. Wir haben nichts dagegen zu erinnern, daß der Sittlichkeitsheuchelei die Maske abgerissen wird, wie es in der Novelle „Eine Begegnung“ geschieht, wir wollen es gelten lassen, daß der übermütige Fabrikantensohn in der Novelle „Wir sind alle Arbeiter!“ (der sich freilich erfrecht hat, die Arbeit am Komptortisch neben die schwere Handarbeit zu stellen!) beim ersten Versuch gleich einem Heizer im Kohlenraum eines Dampfschiffes Kohlen zu trimmen, von einem Blutsturz und dem Tod ereilt wird, wir wollen gegen die beinahe unmögliche Zusammenhäufung aller erdenklichen Unternehmer- und Polizeihartherzigkeiten und aller überhaupt möglichen Mißgeschicke auf dem Haupte des braven Winkler in der Erzählung „Einer von der Reservearmee“ nicht mit Wahrscheinlichkeitsrechnungen kommen, aber die letzten Drücker, die der Verfasser seinen Geschichten aufzusetzen beliebt, stellen nicht nur ihre poetische Wirkung — um die ist's den Autoren dieser Richtung ja nicht zu thun —, sondern auch ihre innere Wahrheit in Frage. Es mag sein, daß ein Wüßling wie der Reichstagsabgeordnete Herr Felix von Winckel in der kleinen Berliner Demimondedame, die er sich aufs Zimmer bestellt hat, die eigne Tochter wiederfindet, und daß sich diese lieber ertränkt, als daß sie sich von einem solchen Vater helfen läßt, aber es ist tendenziös erlogen, daß der so moralisch Zerschmetterte hingehet und im Reichstag eine gewaltige Rede hält, die in dem Satze gipfelt, es sei nötig, daß „der Arbeitsherr die Frauen und Kinder seiner Untergebenen in strenge moralische Zucht nehme, um sie vor dem Abgrund der Prostitution zu retten.“ Mag alles wahr sein, was in der Sammergeschichte „Einer von der Reservearmee“ vortragen wird, aber der Glaube daran schwindet sofort, wie der Verfasser seinen besten Trumpf auspielt: „Schmetternde Militärmusik untermischt mit dem Töhlen voraneilender halbwüchsiger Burschen verkündet die vornehmste Blüte des modernen Kultureuropäertums: Soldaten in Reih und Glied . . . gutgedrillte, gerade, prächtige, stramme Soldaten! Mit klingendem Spiel marschiren die blauen Landesfinder zur Übung nach dem Exerzierfeld hinaus; feindselig betrachtet Winkler die blinkenden, hohen Gewehrläufe des Infanteriebataillons. Einer von der Reservearmee hatte ihn Fergius genannt. Trauriges Gleichniß! Wenn es kein waffenstarrendes Heerlager mitten im Frieden gäbe, verschwände vielleicht auch die wehrlose Reservearmee der Arbeit. D trauriges Gleichniß! An das Schlaraffenweltreich (!) des Militarismus, dem

ein breiter Goldstrom milliardentief zufließt, grenzt das Irland (!) unproduktiven Nichtsthuns, bevölkert von darbenden, zwangsweise feiernden Arbeitern.“ Der Leser, der bisher in dem Wahn, daß wirklich ein Stück Leben geschildert werden solle, den Schicksalen Vater Winklers, seines verkrüppelten Hubert und seiner verlassenen Klara gefolgt ist, legt die Novellen mit den sozialdemokratischen Leitartikelfrasen aus der Hand und sagt: Ja so! Und doch ist diese Agitation, die sich in einen belletristischen Mantel hüllt, immer noch erträglicher als die Darstellung der dämonischen Gefangenen Therese, die dem Sekretär Forbes ihr Liebe nur dann verheißt, wenn er vorher seinem Herrn eine große Summe gestohlen und diese glücklich nach Amerika in Sicherheit gebracht haben wird. In seiner Begierde nach dem Genuß dieses Weibes stachelt sich Forbes, der eigentlich nicht das Zeug zum Raffendieb hat, sondern eine dummbürgerliche Feigheit vor dem Zuchthaus in sich trägt, zu dem großen Entschluß empor. Da fällt es der schweigenden Versucherin auf die Seele, daß ihr Geliebter doch eigentlich einen zu großen Einsatz bei dem Spiele wagt, daß Raffendiebe oft unterwegs gefaßt oder auch in Amerika entdeckt und ausgeliefert werden. „Wenn das Unglück es wollte, sagt die junge Dame, daß du hinter Zuchthausmauern hinsiechtest: müßte dir nicht das Bewußtsein, selbst den Erinnerungstrost zu entbehren, das qualvolle, ungestillte Verlangen nach dem Weib, dem du Freiheit und Leben geopfert, eine besondere übermenschliche Sträflingsmarter bereiten?“ Sie beschließt, ihn vorher zu beglücken. Er aber, wie er aus der unerwarteten Brautnacht erwacht, hat sein eigentliches Selbst wiedergefunden, fühlt, daß er heute nicht mehr imstande wäre, zu thun, wozu er noch gestern bereit war, will zwar Therese heiraten, aber seinen ehrlichen Namen behalten. Sie erklärt ihm hohnlachend, daß ihr der Gipfel dieser spießbürgerlichen Moral zu erhaben sei, daß sie die Strapazen solcher moralischer Höhenwanderung scheue. So trennen sie sich. Herr Forbes mit der Überzeugung, daß die Moral bei seiner Wandlung nichts gewonnen habe, weil das Temperament entschieden habe, sie mit der Überzeugung, daß sie einen Zämmerling für einen Mann angesehen hat. Wie ist das alles wüßt in der Empfindung, outrirt in der Darstellung, wie kann ein Hauch lebendiger Teilnahme an solchen Menschen und Menschengeschicken erwachen? Und das nennt der Verfasser „Stille Märtyrer.“ Stilles Märtyrertum giebt's genug mitten in dem Scheinfrieden und Trugbehagen unsrer bürgerlichen Zustände, aber etwas anders als das Märtyrertum dieser Dame und des glücklich geretteten Herrn sieht's denn doch aus. Immer wieder rufen wir den Erzählern und Weltshilderern dieses Gepräges zu: Alles, was ihr vorführt, mag im Leben ein- und das andremal dasein, aber es ist nicht das Leben, ihr habt kein Recht, es dafür auszugeben, und vollends kein Recht, es Poesie u nennen.

Die Sammlung Arbeiterleben, sechs Novellen von Philipp Lang-

mann (Leipzig, Wilhelm Friedrich) verzichtet wenigstens auf die Parteiphrase und den Donner der Zeitungsrhetorik, aber das Grauen und das Elend, die schlimmsten Möglichkeiten im Arbeiterdasein, werden auch hier dargestellt. Und zwar mit der grausamen Deutlichkeit, dem Ausmalen der Begleitumstände, dem unheimlichen Nachahmen grauenvoller Laute, die diese modernsten Erzählungen zu einer Art von Gespenstergeschichten gestalten. Ein frischer Bube vom Lande, der in der Fabrik arbeitet, wird fünf Minuten, nachdem er mit lüfternem Behagen seinen letzten Sonntagsmohntuchen verspeist hat, von der Rotationsmaschine erfasst, zermalmt, man hört die Knochen zerbrechen, den Kopf an die Decke schlagen. Eine Dirne, die ihren Liebsten zum Diebstahl angeleitet hat, stürzt sich, als man sie verhindern will, mit dem aus dem Zuchthaus zurückgekehrten wieder anzuknüpfen, verzweifelnd ins Wasser. Ein Arbeiter, der beim nächtlichen Reinigen eines großen Dampfkessels vom Kesselstein seinen Rock im Kessel gelassen hat, schlüpft noch einmal hinein, das Kleidungsstück zu holen, der Gehilfe, der den Deckel über der Kesselöffnung schließt, ist taub, der übermüdete Wächter hat den Eindruck, als ob irgendwo außen ans Fenster geschlagen und was gerufen habe, niemand achtet darauf, der Kessel wird mit heißem Wasser gefüllt, wird angeheizt, ein paar Stunden später fliegt eine Hummel durch den Saal — eine furchtbare Ahnung des wahren Sachverhalts, „gegen zwölf brachte man den Körper ans Licht. Man hatte Mühe.“ In dieser Weise weiter — kein Mensch kann sagen, daß das alles nicht wahr, nicht möglich sei, nein, es ist so wirklich, als es wirklich ist, daß arme Weiber und Kinder von ihren verstoffnen Männern und Vätern dem Hunger preisgegeben werden, aber in der Verwendung all dieser grauenhaften Wirklichkeiten für den bloßen litterarischen Effekt, in der Aufspüzung solcher Dinge mit Landschaftsstimmungen und mit Wiedergabe der umgebenden Gerüche, in der ganzen Zurechtmachung solcher Dinge für Leser auf dem Sofa liegt ein handgreiflicher Widerspruch. Nicht einmal Mitleid wecken können diese Art Bilder, in denen die Gesichter nicht hervortreten, die keinen Blick in die Seelen der Menschen verstaten, die keinen andern Zweck zu haben scheinen, als den, die sinnlose Grausamkeit des Lebens immer aufs neue zu betonen. Denn die Maschinen und die Arbeit in ihrer gefährlichen Nähe abzuschaffen, davon hat auch die Sozialdemokratie bisher nichts verlauten lassen, und ein andres Gefühl als das der Gebrechlichkeit des Daseins und der Unzulänglichkeit aller menschlichen Einrichtungen können doch diese Art Schilderungen nicht hervorrufen.

Auf der Grenze zwischen unmittelbarer lebensspiegelnder Poesie und neuester Tendenzkunst stehen die Novellen *Starke Seelen* von Karl von Vincenti (Dresden und Leipzig, Ed. Pierjons Verlag, 1893). Die erste, „Verbotene Welt,“ spielt in den Klöstern der Athoshalbinsel und stellt die Rache einer jungen russischen Nihilistin an einem nichtswürdigen Tschinownik dar, der ihr Eltern

und Bruder verdorben hat und jetzt für seine zahllosen Sünden im Ruffikonkloster des heiligen Berges zu büßen sucht, übrigens derselbe schöne Gesell ist, der beim Erkennen der schönen Wera Schagodin, die als Novize Zenon und in der Verkleidung eines Malers Zutritt im Kloster gefunden hat, sofort in alter, unheiliger Glut aufflammt. Wera läuft freilich Gefahr, sich in den schönen jungen Mönch Dionys zu verlieben, da dieser aber, sowie er das Weib in ihr erkennt, sie als Versucherin von sich scheucht, besinnt sie sich auf ihre eigentliche Aufgabe, es gelingt ihr, auf einsamem Felspfade den Verderber ihrer Familie, Dimitri, zu überfallen und ihn mit in die Tiefe zu reißen. Die Wirkung der Novelle beruht nicht auf dem Rachemotiv, das fast in allen russischen Nihilistengeschichten wiederkehrt, sondern auf der eigentümlichen Szenerie und dem glänzenden Kolorit. Die Novelle: *Sursum corda!* Geschichte eines Apostels schildert Demütigung und Tod eines begeisterten Vorkämpfers für die Frauenemanzipation, der sich vor Zeiten als Erich Dahlsfeld am Weibe versündigt hat und nun als Thörnecroft ein Apostel für das Weib geworden ist, übrigens doch fortfährt, die Norwegerin Haggai, seine stete Begleiterin und seinen Impresario auf Reisen, unter die Füße zu treten. Haggai ist ein Frauene Exemplar, wie es nur die jüngste Zeit hervorgebracht hat, und für das sich auch nur die jüngste Novellistik erwärmen kann. Sie hat bereits alles mögliche und unmögliche versucht, ohne als Frau Schaden zu nehmen. „Sie wollte sich der Bühne widmen, aber ihr hohl(?)rauhes Organ ließ sich nicht schmeidigen, sie stümperte jahrelang auf der Geige, klemmte dann das Cello zwischen die Kniee, warf aber schließlich beide in die Ecke, um sich für Leona Dare zu begeistern, die sich über Haggais Gebiß beifällig geäußert hatte. Sie probirte nach langen Vorstudien das bekannte Trapezkunststück mit den Zähnen, das die Amerikanerin erfunden (hatte?), und brach sich vier Zähne und einen Arm. Mit der Luftschifferei ging es fast noch schlimmer, denn um ein Haar hätte sie den Hals gebrochen. Nun ließ sie sich vier Zähne einsetzen und verbiß sich in die Frauenfrage, deren lebendige Verkörperung nach der abenteuerlich-bizarren Seite sie ohnehin darstellte.“ Und Thörnecroft, der mit diesem Wesen seine Agitationsreisen unternimmt, „kümmerte sich wenig darum, ob sich unter dieser seltsamen Hülle ein vollschlagendes Frauenherz barg oder nicht. Er suchte weder, noch erblickte er in Haggai die Frau, hielt gute Kameradschaft und nützte den Kameraden als Faktotum mit jener selbstverständlichen Zerkunft aus, die ihm angeboren [war?].“ Er hat so wenig eine Ahnung von der eifersüchtigen Leidenschaft, mit der ihn Haggai überwacht, daß er, selbst als er gewarnt ist, seine Bewerbung um Lydda, die Tochter des Ministers Saltenberg und die Schwester jener Beatrice, die er vor Jahren in einem Hotel in Mailand zu überfallen versucht hat, noch fortsetzt. Und in seiner Liebessehnsucht ist er bereit, auch die „Sache,“ die er lange so beredt vertreten hat, aufzugeben. Ehe es dazu kommt, hat Haggai, die den Apostel für sich und

die hochheilige „Sache“ retten will, ihn durch eine teuflisch geschickte Benutzung eines unterschlagenen Briefes mit Lybda entzweit, und als er rasend auf sie eindringt, um sie womöglich mit eignen Händen zu erwürgen, schießt sie ihn nieder wie einen tollen Hund und verfällt dann selbst in Wahnsinn. Noch unerquicklicher als diese grell theatralische Novelle zeigt sich die kurz vor dem Jahre 1900 spielende Zukunftsnovelle „Das Thal der Seligen,“ eine Geschichte aus dem dunkelsten Seelenleben, wie sie der Verfasser nennt. Alle modernen Schlagworte vom Weltuntergang und der Welterlösung, von der erblichen Belastung und von geheimnisvollen Suggestionenverbrechen, dazu der Wahn, daß mit Mord gewonnene Millionen unermesslichen Segen stiften können, und der Traum von einer ethischen Gesellschaft, die die leidende Menschheit fördern, die soziale Gefahr mindern soll, und nach deren Ethik Christus „ein Hasser und Hezer, ein Unbulsamer und Zwieträchtiger“ war, als er die Wechsler aus dem Tempel trieb und die Pharisäer strafte, spielen in dieser phantastischen Geschichte mit, das Ganze zeigt eine Mischung von Realismus und Symbolismus, die einen fruchtbaren Keim bergen mag, hier aber entschieden noch zu keiner einheitlichen Wirkung kommt.

Ganz im Gegensatz zu dem düstern Ernst der Vincentischen Erzählungen stehen die Geschichten Im Klub der Siebenundfünfziger von Friedrich Corssen (Leipzig, Karl Reißner), ein Decamerone aus einer Berliner Weißbierstube mit entschiedenem Anspruch auf Witz und Humor. Ganz wohl wird dem Leser bei der Rahmenerzählung nicht werden, auch nicht bei der Charakteristik der in Albert Schulzes Bierstube bei der Zwölfapostelkirche verkehrenden Persönlichkeiten und bei vielen ihrer Geschichten; Es ist ein gutes Stück von der weltstädtischen Blasirtheit und der trivialen Überhebung des räsonnierenden Berlinertums in diesen Humoresken („Wer kann heute noch die Spreu vom Weizen sondern? Wer hat Zeit und Lust dazu?“); auch die öde Frivolität, die betrügerische Bankiers und mit hundert Manuskripten zugleich handelnde Schriftsteller für spaßhafte Erscheinungen ansieht, hat im Klub der Siebenundfünfziger öfter das große Wort. In einzelnen Geschichten spielen höchst fragwürdige moderne Ideale eine Rolle, die Berliner Schusterstochter, die durch den Zirkus Salamonsky und die Heirat mit einem Clown hindurch russische Fürstin wird, der Philosoph Ramusch, der nebenbei Lederwarenhändler Schumann ist und auf die billigste Weise gestattet, alles Philosophiren für „Blödsinn“ zu erklären, nachdem er sich durch die Philosophie hindurch zur Großstadtlyrik emporgeschwungen hat, und dergleichen mehr. Aber die Geschichten „Sundelatein,“ „Falsches Mitleid,“ „Die Pointe“ und vollends die Schlußgeschichte des braven Herrn von Püßlin „Die Krone der Genügsamkeit“ sind hübsch, und der Fachtbruder, der mit edelm Anstand erzählt, daß er vor Zeiten einer der wildesten Häuserspekulanten Berlins gewesen sei („die Häuser, die ich in der Bauperiode nach dem Krieg aus der Erde habe wachsen lassen,

gehörten zu denen, die am ersten wieder zusammenbrachen“), vertritt zugleich ein Stück Kulturgeschichte der Reichshauptstadt.

Eine merkwürdige Wandlung vollzieht sich in den Stillen Geschichten von Carl Busse (München, Dr. C. Albert & Comp.). Wir sind dem Dichter als Lyriker und in dem krankhaften, peinlichen, aber talentvollen Roman „Ich weiß es nicht“ begegnet, er zählte sich zu den „Modernsten,“ und einzelne dieser Geschichten verraten noch, wo er mit all den gepriesenen Bourget und Mau-passant, den Jacobson und Kielland zusammenhängt. Und nun schreibt, nein dichtet er so prächtige Geschichten wie die vom „Doktor Bäßchen“ und die Novellen „Apfelblüten“ und „Marienkälbchen.“ Und wenn sich in andern, wie „Der kleine Ben,“ „Die Krähe,“ „Aschermittwoch“ auch minder erfreuliche Geister regen, so sagt sich doch der Dichter in seiner Einleitung selbst das Rechte: „Heute ist so manches in mir still geworden. Die ganzen durch-tollten Nächte und all der Überschwang, die großen Worte und die großen Schmerzen. . . . Alle diese mächtigen Worte, die man macht, kommen mir vor wie die Schläge auf einer großen Trommel. Je mehr es dröhnt, desto hohler und leerer ist es innen. Das kann schließlich auch jeder. Und überhaupt weißt du, die ganzen neuen Meinungen. Das mag ja alles recht schön und vielleicht auch richtig sein, aber es befriedigt doch eigentlich keinen. So wollen wir lieber zu den alten Idealen zurückkehren und wieder daran glauben lernen, daß jede große Kunst auch eine befreiende und versöhnende, eine Kunst der höchsten Harmonie sein muß. Und höchste Harmonie ist ja höchste Schönheit. Ich will nicht streiten darüber, und jeder mag es halten, wie es ihm gerade paßt, aber ich kann einmal nicht anders.“ Vielleicht hat an diesem Bekenntnis einigen Anteil, daß es den Dichter zu stillen Geschichten gedrängt hat, jedenfalls ist es nicht zufällig, daß es zuerst die phantasievollsten und gemüts tiefsten unter den jüngsten sind, denen allmählich die Lehre verdächtig wird, daß wir zu fein seien, viel zu fein für starkes und reines Empfinden, daß uns das Rückgrat gebrochen sei, daß wir modernen Menschen keine Kraft mehr hätten und nichts weiter thun könnten, als die Hände in den Schoß legen und träumen, träumen von allem Goldnen, Großen und Ewigen. Der Dichter braucht darum bei seinem neuen Empfinden und der neuen Sehnsucht noch lange nicht ausschließlich in „stillen“ Geschichten zu verharren; alle Leidenschaft und selbst die Verworrenheit der Welt hat in der Poesie ihr gutes Recht, auf Auge und Herz des Darstellers kommt es an, ob wir an ihnen Anteil nehmen können oder uns kalt abwenden müssen. Die innere Entwicklung Karl Busses aber muß jedem Teilnahme einflößen, den es um die Zukunft unsrer Litteratur Ernst ist.

(Schluß folgt)

